



Kann man einem Skater (im Bild Sandro Dias) die unbegrenzten Möglichkeiten der Stadt wegnehmen und ihn in einen künstlichen Spielplatz zwingen?

NIC BOTHMA / EPA

Sollen sich Surfer (hier John John Florence)

Feindliche Übernahme

In Rio de Janeiro entscheidet das IOK darüber, ob rund zwei Jahrzehnte nach dem Snowboarden auch Surfen und Skaten olympisch werden

CHRISTOF GERTSCH, RIO DE JANEIRO

Jonathan Giger war zehnjährig, als sein Vater ihm ein Skateboard schenkte, aber bis er nur halbwegs eine Idee von der Welt hatte, die sich ihm dadurch eröffnen sollte, verging noch viel Zeit.

Es war ein Warenhaus-Skateboard, keines dieser 300-Franken-Dinger, die er heute fährt, und jahrelang stand es meistens herum. Giger benutzte es selten, und wenn doch, dann als Transportmittel, «um von A nach B zu kommen», wie er sagt, nicht als Trickgerät. Er trug ihm auch kaum Sorge. Wenn er es draussen hatte liegenlassen und es zu regnen anfing, blieb es halt im Regen.

Dann sah ihn ein Mitarbeiter seines Vaters mit dem Brett, und der Mitarbeiter fragte: «Kannst du den Ollie?» Giger wusste nicht, was der Mann meinte, aber er liess es sich zeigen.

Der Ollie ist ein Basistrick im Skateboarden. Durch einen Impuls jenes Beines, das auf der Tail steht, dem Hinterteil des Brettes, und durch Aufrichten jenes Beines, das auf der Nose steht, dem Vorderteil des Brettes, hebt man das Brett in die Luft, zum Beispiel um ein Hindernis zu überspringen.

Giger war hingerissen, jedenfalls in der Erinnerung. «Ich dachte: Krass!» Auf Youtube, dem damals gerade gegründeten Videoportal, klickte er sich durch Aufnahmen von Skateboardern, und weil er in einem Dorf auf dem Land lebte, in Gams im Rheintal, und es dort kaum Skater hatte oder er noch keine kannte, kaufte er sich ein Trickbuch. Ein Trickbuch!, er lacht. «Das macht man doch nicht.» Heute weiss er das, damals nicht, aber heute weiss er auch: Ein echter Skater akzeptiert jeden Skater als das, was er ist, «ob er enge oder weite Hosen trägt, Hip-Hop oder Metal hört, Gesprächig oder schweigsam ist».

Heute ist Jonathan Giger 24-jährig, man kennt ihn als Jonny Giger, und als solcher hat er auf Youtube 84 000 Follower. Die Leute, vornehmlich junge, haben seinen Channel abonniert, weil sie sich von ihm inspirieren lassen und weil sie erfahren wollen, wenn er einen neuen Trick gestanden hat, sie schreiben ihm: «Wegen dir gehe ich heute skaten!»

Die Hälfte dieser 84 000 Follower kommt aus den USA, etwa drei Prozent kommen aus der Schweiz. Die USA sind das Mekka, die Schweiz ist das Entwicklungsland. Nationalitäten sind im Skaten kaum von Belang, aber vielleicht ändert sich das. Denn es könnte sein, dass sich bald Menschen fürs Skaten zu interessieren beginnen, die im Moment nicht einmal wissen, was ein Ollie ist: Funktionäre von Sportverbänden.

Giger hat keine Ahnung von Sportverbänden, obschon es auch im Skateboarden welche gibt, die WSF, die ISF, die Firs, und nie im Leben käme ihm in den Sinn, fürs Skaten in den Krafraum oder joggen zu gehen. Zum Ausgleich macht er Yoga, und Fitness trainiert er schon beim Skaten genug. Es gibt in dieser Welt keine Trainer, keine Trainingspläne, keine Physiotherapeuten, und vor allem gibt es niemanden, der anderen etwas vorsagt. Nur: Wie lange noch?

Stürmisch und ekstatisch

An der 128. Session in Rio de Janeiro entscheidet das Internationale Olympische Komitee (IOK) diesen Mittwoch über die Sportarten, die für die Spiele 2020 neu ins Programm aufgenommen werden. Neben Baseball und Softball, die um Wiederaufnahme buhlen, befinden sich auch Sportklettern und Karate auf der Liste. Und Surfen und Skaten.

Surfen und Skaten! Wahrscheinlich gibt es keine Sportart, die man weniger mit dem etwas drögen und engstirnigen Image von Olympischen Spielen in Verbindung brächte. Und wahrscheinlich gibt es keine Sportart, deren Sportlerinnen und Sportler zerstrittener sind in der Frage, ob sie zu Olympia gehören wollen oder nicht. Was schon allein daran liegt, dass Surfen und Skaten nicht Sport-, sondern eigentlich Lebensarten sind. Sie sind die Antithese zu allem, wofür Olympische Spiele stehen, sie sind nicht Kampf und Regelwerk, sondern Kunst und Reinheit. Sie sind: Auflehnung.

Vielleicht ist das Rebelleische nicht mehr ihr wichtigster Trieb oder sicher nicht der, der einem zuallererst einfällt. Aber im Rebelleischen wurzeln ihre Anfänge, und mehr als andere Sportarten

sind Surfen und Skaten Ausdrucksformen von Freiheit und Unabhängigkeit geblieben. Surfer und Skater sind nicht bessere Menschen als andere Sportler, aber im Unterschied zu anderen Sportlern ist es bei ihnen nur selten der Wettkampf, der das Schlechte in ihnen hervorbringt. Wettkämpfe gibt es kaum und wenn doch, sind es aufs Ganze gesehen Randerscheinungen.

Wenn wir sehen, wie ein Skater durch Barcelona tanzt und wie eine Surferin frühmorgens in Biarritz einem Delphin gleich mit dem Wasser spielt, ein Sport so «harmlos und stürmisch», «unwägar und todbringend», «ekstatisch und befriedigend», wie es im Mammutwerk «Surfing» von Jim Heimann heisst – ist



Jonathan Giger
Skater

es dann nicht so, dass wir alle gerne etwas von einem Skater oder einer Surferin hätten? Ein Brett in die Hand nehmen und sich in die Stadt oder in die Welle stürzen, sich die Stadt zu eigen oder sich die Welle gemein machen: Ist das nicht etwas vom Schönsten, was man sich unter Bewegung vorstellen kann?

Schon klar, dass sich das IOK auch endlich mit dieser glücklichen Ideologie vereinen will. Schon klar, was es bekäme, wenn es sich einverleiben würde, was einst als Widerstand entstanden ist: 84 000 Follower von Giger und Millionen Follower von anderen Skatern und Surfern, Giger ist ja längst nicht der Bekannteste der Szene. Es sind Follower, von denen viele noch nie den Fernseher eingeschaltet haben, um Olympische Spiele zu schauen, und wenn, haben sie genau einmal eingeschaltet, nämlich als im 100-Meter-Final dieser wilde Jamaicaner allen um die Ohren rannte.

Aber was bekämen die Surfer und Skater, wenn sie olympisch würden?

Und vor allem: Was verlören sie? Es ist kein schwarzes Loch, in das sich Surfen und Skaten begäben. Bereits Ende der neunziger Jahre ist Snowboarden diesen Weg gegangen, die jüngste der drei Brett-Sportarten, entstanden in den sechziger Jahren an der amerikanischen Ostküste aus dem Wunsch heraus, die Freiheit des Surfens im Meer und des Skatens in der Stadt in die Berge zu tragen, in den Schnee. Vieles, was auf Surfen und Skaten zukäme, wenn sie olympisch würden, lässt sich dank den Erfahrungen im Snowboarden errahnen.

Snowboarden ist kleiner als Surfen und Skaten, aber die Welten sind ähnlich strukturiert – oder eben: unstrukturiert. Auch im Snowboarden gab es Skepsis gegenüber Olympia, sogar Abneigung, und weder die Skepsis noch die Abneigung sind gänzlich verschwunden. Die Snowboarder haben die Olympischen Spiele in einer Art belebt, wie es viele bis heute gar nicht zu schätzen wissen, sie haben nicht nur Spektakel gebracht, sondern auch ein neues Verständnis von Sport, ihr Verständnis: weniger verkopft, weniger angestrengt. Alles, was Snowboarder tun, wirkt leicht, und das tut es auch an den Spielen, nur halt in einem Korsett. Snowboarden an Olympia findet in Halfpipes und auf Slopestyle-Parcours statt, in diesen aufwendig in den Berg gehauenen Nachahmungen, und ähnlich erginge es den Surfern und Skatern. Die Skater, für die jede Stadt ein Ort unbegrenzter Möglichkeiten ist und die an den asiatischen Städten den Marmor mögen und in Prag die Sitzbänke und Treppen – sie würden an den Olympischen Spielen in einen künstlichen Spielplatz gezwängt, um sie herum Zuschauertribünen, wie Kinder auf einem Wellenpark mit Zäunen. Und je nachdem, wo die Spiele stattfinden, müssten die Surfer ihren Wettkampf in einem Becken mit maschinell erzeugten Wellen abhalten, eine Installation, die sich gerade durchsetzt – jene Surfer, die sonst manchmal stundenlang über Klippen klettern und durch Wasser waten, nur um Wellen zu finden, die es gut meinen mit ihnen.

Im Surfen, Skaten und Snowboarden ist der Weg das Ziel. Die Perfektion ent-

steht nie nur von innen heraus, sondern im Zusammenspiel mit der Natur, es ist eine Abhängigkeit, die demütig macht. Ein Snowboarder am Berg würde sich nie über Bäume beschweren, die ihn bremsen, oder über die Sonne, die ihn blendet. Aber ein Snowboarder in der Halfpipe beschwert sich über matschigen Schnee, wie sich ein Fussballer über Löcher im Rasen oder ein Schwimmer über zu kaltes Wasser beschwert.

Wenn du wie Giger ein Skater bist, der seine Tricks selten in Wettkämpfen, aber umso öfter in Filmen zeigt, bist du manchmal einen Sommer lang unterwegs, und am Ende hast du ein Drei-Minuten-Video beisammen. Du übst einen Trick dreihundert Mal, bis du ihn stehst, und im Video dauert er drei Sekunden. Und jeden Tag ergründest du deine Umgebung, hier ein Geländer, das Spass machen, dort eine Rampe, die Spannung bringen könnte. Du siehst die Welt durch die Augen des Skaters, siehst Freude, wo andere nur Nutzen sehen.

Oder du bist eine Surferin wie Alena Ehrenbold und lebst wie eine Nomadin. Ehrenbold, eine Schweizerin, 32-jährig, hat durch ihren früheren Freund zum Surfen gefunden. Sie hatten sich kennengelernt, als sie nach dem Gymnasium als Flight Attendant gearbeitet hatte, und als sie sich nähergekommen waren, hatte er gesagt: «Eines musst du wissen: Ich bin Surfer.» – Sie: «Schön!» – Er: «Nein, du verstehst nicht. Ich surfe in jeder freien Minute. Am Freitagabend fahre ich nach Frankreich, nach Italien, je nachdem, wo das Wetter gut ist, und am Sonntagabend kehre ich zurück.» – Sie: «Ja, das ist doch in Ordnung.» – Er: «Du hast zwei Möglichkeiten, wenn du mitkommen willst. Entweder du surfst, oder du fotografierst.» Ehrenbold hatte es nicht so mit dem Fotografieren.

Zwischen Arbeit und Ausbruch

Heute könnte man sagen, Ehrenbold sei die beste Surferin des Landes, aber das wäre eine komische oder zumindest unvollständige Beschreibung. Denn so, wie Ehrenbold das Surfen versteht, geht es nicht darum, die Beste zu sein. Sie lebt vom Surfen, und sie lebt fürs Surfen,